

Ein Kapitel für Dekorateure

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe**

Band (Jahr): **1 (1885)**

Heft 19

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-577714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

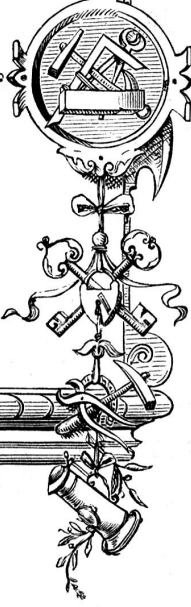
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

St. Gallen
15. August 1885.



Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung



Praktische Blätter für die Werkstatt
mit besonderer Berücksichtigung der
Kunst im Handwerk.

Herausgegeben unter Mitwirkung Schweiz. Kunsthandwerker u. Techniker.

Bd. I.
Nr. 19

Erscheint je Samstags und kostet per Quartal Fr. 1. 80.
Inserate 20 Cts. per 1spaltige Petitzeile.

Wochenspruch:

„Wer will, was er kann,
fängt nicht vergeblich an.“



Ein Kapitel für Dekorateurs.

Küngst erschien aus der Feder Friedrich Fischbach's, des Direktors der Zeichnungsschule für Industrie und Gewerbe in St. Gallen, ein Schriftchen, das für Architekten, Baumeister, Dekorateurs und Tapezierer von besonderem Werthe ist. Es trägt den Titel: „Die künstlerische Ausstattung der bürgerlichen

Wohnung.“ *) Wir hoffen manchen unserer Leser zu veranlassen, dies Büchlein zu studiren, wenn wir daraus einige Abzüge zum Abdruck bringen. Fr. Fischbach sagt u. A.: Zunächst unterscheiden wir die Räume nach ihrer Bestimmung. Auch die unbedeutendste Dekoration darf nicht im Widerspruch mit derselben sein.

Die Verhältnisse jedes einzelnen Raumes, seine Größe, Länge, Breite und Höhe und die Art der Beleuchtung sind maßgebend. Man beobachte die Lage der Fenster, ob nur von einer Seite Licht kommt, oder von zweien. Letzteres, das sich kreuzende Licht ist störend. Noch störender ist durch Nachbarhäuser das Reflexlicht. Wo eine herrliche Aussicht ist, wird der Aufenthalt mehr am Fenster sein, ist sie jedoch verbaut oder profaisch, so wird die Dekoration des Zimmers die Aufmerksamkeit des Auges vom Fenster abzulenken haben.

*) Verlag von Benno Schwabe in Basel.

Wir unterscheiden die dauernde architektonische Dekoration und die stets auf demselben Platze befindlichen Gegenstände von den beweglichen, die zum täglichen Gebrauche gehören, und müssen bei der Besprechung in dieser Reihenfolge vorgehen. Wer neu baut, spare nicht an dem architektonischen Schmuck durch reiche Pilaster, Gesimse, Thürbekleidungen, Holztafelung der Wände und Stukatur des Plafonds. Ist die Ausgabe auch groß, so ist doch zu erwägen, daß sie nur einmal als Ergänzung des Hausbau's zu machen ist. Reiche Gesimse, kassettirte Decken und Thürkrönungen kann sich nur der sehr begüterte Bauherr erlauben, aber in einfacher Weise soll auch das Bürgerhaus diese Theilung und Belegung der Wände und Decken zeigen.

Die das Ganze beeinflussende Lokalfarbe der Wandflächen wechselt zwar nach der Vorliebe und dem Bedürfnisse der Bewohner, ist aber in allererster Reihe bestimmend für den Eindruck des Ganzen.

Vom Hintergrunde hebt sich Alles ab; Bewegliches und Unbewegliches muß zu ihm in Harmonie stehen. Man wählt daher in jüngster Zeit nur gedämpfte Farben, welche vortheilhaft für das Hervortreten der bedeutungsvolleren Gegenstände sind, z. B. der Gemälde, Wästen, schönen Holzarbeiten, Majoliken, Stickereien etc.

Zu einer künstlerisch ausgestatteten Wohnung gehört Abwechslung der Lokalfarben. Die neben einander liegenden Räume erhalten je nach ihrer Bestimmung die reichere, freundlichere und kostbarere Farbengebung oder die einfachere, ernste. Die Monotonie ist dem Gemüthe wie

Schweizerische Handwerksmeister! werbet für Eure Zeitung!

dem Auge lästig, da der Sehnerv stets neue Anregung, aber Harmonie der Kontraste verlangt. Neben einem braunrothen Zimmer wird ein olivgrünes und neben diesem ein graubraunes angenehm wirken. Da man in letzten Jahren durch reichern Golddruck die Farben matt durchschimmern läßt und auch verschiedene Farben durch Striche wie gewebt so neben einander setzt, daß sie einen einheitlichen Ton bilden, so ist die Skala der Tapeten-Nüancen sehr groß. Dennoch ist die Wahl nicht leicht und gehört Phantasie und Erfahrung dazu, sich die Wirkung eines Musters in vielfacher Wiederholung vorzustellen.

Man lasse sich stets größere Partien neben einander hängen, um die Wiederholung besser zu beurtheilen. Die hervortretenden Ornamente wird man dann leichter erkennen und auch, ob störende horizontale Streifen sich bilden.

Besondere Vorsicht ist bei der blauen Farbe nöthig, die ja in einigen Distrikten in keinem Hause fehlen darf.

Wer in der Nähe einer intensiv blauen Wand sitzt, zeigt dem Beschauer die eine Gesichtshälfte leichenhaft blau. Delgemälde kommen in solchen Zimmern gar nicht zur Geltung, jedoch Kupferstiche und Gypsfiguren, da recht viel weiß das Blau mildert. Die blauen Zimmer haben nur den einen unbedeutenden Vortheil, daß sie in der Dämmerung einige Minuten länger hell bleiben, als Zimmer mit rothbraunen Wänden.

Kann man beim Tapeziren nicht alle Möbel neu anschaffen oder färben, so muß nothgedrungen die Tapete sich nach den Möbelstoffen richten, indem sie eine harmonische Kontrastfarbe zu denselben bildet.

Die Tapete hat nie das Recht, die Hauptdekoration des Zimmers zu sein. Wie in der Musik der Takt unentbehrlich, aber der Melodie untergeordnet ist, so soll die Tapete nur die Stimmung wecken, denn sie ist nur der Hintergrund, zu dem zwar alles in Beziehung steht, der aber nie Kunstobjekt an und für sich sein will. Die unzähligen Wiederholungen nach der Breite und Höhe verbieten schon logisch, daß das Ornament an und für sich mehr bedeuten darf, als ein Spiel von geometrischen und Pflanzenlinien, welche die Gesetze der Raum- und Farbenvertheilung und die Nachahmung des Gewebes uns zeigen. Vergessen wir nicht, daß die Tapete nur ein Surrogat ist, daß das Papier nur ein schöner und billiger Ersatz für ächte Stoffe bilden will und soll. Das bürgerliche Wohnhaus kann sich nicht zu ächten Wandbehängen, Gobelins u. aufschwingen, und deshalb übergehe ich diesen Luxus ersten Ranges und bemerke nur, daß diejenigen Gobelins, welche perspektivisch im Kolorit mit Delgemälden wetteifern, den Charakter des Gewebes, nämlich den der Flächendekoration verleugnen.

Da man Neues und Appartees stets bevorzugt, so war es in den letzten Jahren üblich, hin und wieder Löwen, Drachen und Vögel in der Tapete anzubringen, denn man ahmte mit Vorliebe die alten sarazenischen Muster nach. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn diese Thiere untergeordnet im Colorit und sehr streng stilisirt sind. Dann verlieren sie das Anspruchsvolle und stören nicht die Gesamtwirkung des Flächenmusters.

Zur Tapete gehört nicht nur das stimmungsvolle Flächenmuster, sondern auch die charakteristische und anspruchsvolle Borte. Da der Mittelstand selten in reich mit Stuck und Holzgetäfel verzierten Räumen wohnt, so bieten die Tapetenborten fast das einzige Mittel, die Raumverhältnisse architektonisch zu markiren. — Sparfamkeit und Unkenntniß haben bisher die Bortendekoration vernachlässigt. Weil einige Dekorateurs mit Recht in Palästen und Villen unter mächtigen Stuckgesimsen nur ganz schmale Tapetenborten zwischen Holzleisten verwandten, glaubten die

urtheilslosen Nachahmer, daß breite Borten nicht fein seien und kehrten damit zur alten Prosa zurück, die in dem Zimmer nichts weiter als eine austapezirte Riste erblickt, die einige Ausschnitte hat, die man Thür und Fenster nennt.

Die Borten markiren die Flächen-Verhältnisse und ähnlich wie der Goldrahmen das Gemälde schöner erscheinen läßt, lassen sie das Flächenmuster uns freundlicher und durch die Harmonie reicher erscheinen. Sehr zu empfehlen ist die Bereicherung der Borten durch schön profilirte Holzstäbe.

Die wichtigste Borte ist der Fries, der unterhalb der Decke gleichsam als Band die vier Wände umschlingt. Je reicher er ist, um so bedeutungsvoller erscheint der Raum. Da das Auge diese Linie zumeist verfolgt, so ist in der Regel die wellenförmig oder schlangenförmig sich bewegende Linie rythmisch maßgebend. In Pompeji finden wir oft das Motiv, daß schnellfüßige Thiere, wie Löwen, Pferde u. durch die Spirallinien springen und so ringsum einen graziösen Wettlauf halten. Für kleine Zimmer sind solche Motive sehr dankbar, in größern ermüden sie durch zu große Wiederholung und beeinträchtigen die Ruhe und den Ernst und auch die Wirkung der Bilder. — Freier soll sich die Malerei am Plafond entwickeln, wo keine Delgemälde Konkurrenz machen. In Oesterreich findet man selten die bei uns üblichen, fahlen weißen Decken. Das Auge ist empfänglicher für alle Formen und Farben, wenn es aufwärts schauen muß. Das haben in der Renaissance-Epoche die großen Dekorateurs sehr gut gewußt und benutzt.

Ob nun der Plafond gemalt oder mit eleganten Tapetenborten, Rosetten u. beklebt wird, ist nur eine Frage des Luxus und auch der Zeit. Will man ganz Appartees, so lasse man dem geschickten Maler die Freiheit, Alles dem Raume und den vorhandenen Geräthen entsprechend zu komponiren und Symbole anzudeuten; hat man Eile, so ist die Tapete vorzuziehen.

War ursprünglich die Tapete ein Behangstoff, was die Holländer durch das Wort Behangselpapere andeuten, so sind ihr am verwandtesten die Ueberzüge der Möbel, die Fenster-Vorhänge und Portieren. Stets ist eine angenehme Kontrastfarbe zu empfehlen. Zweckmäßig ist die reiche Musterung, welche Staub und kleine Flecken weniger gewahren läßt. Wo diese Stoffe nicht glatt überzogen sind, sondern herabhängen, dient der Faltenwurf wesentlich zur Dekoration. Es sind freie rythmische Linien, welche andeuten, wie von der Befestigung aus das Material sich bewegt, um seinen Zweck zu erfüllen, nämlich schöne Falten mit angenehmen Licht- und Schattenwirkungen zu erzielen. Der Saum ist möglichst reich zu halten und durch Franzen, Quasten u. noch besonders zu markiren. Das sich freibewegende und vom Hauch des Windes belebte berührt uns stets sympathisch.

Die Fenstervorhänge waren ursprünglich vor der Einführung des Fensterglases einfache dichtgewebte Wollstoffe, welche in den nur mit Holzladen verschlossenen Oeffnungen der Mauer Wind, Regen und Sonnenschein abhalten sollten. Bei den farbigen Glasfenstern des Mittelalters waren die Vorhänge fast überflüssig. Erst nach der Einführung des farblosen Glases, als nach der ersten Blüthe der Renaissance die Farbenfreudigkeit erloschen war, finden wir die Anfänge der weißen, durchschimmernden Vorhänge. Zuerst suchte man durch die Litzentickerei oder aufgenähte oder geknotete Fäden und durch den Steppstich reiche Effekte bei den das Licht verhängenden Leinenstoffen hervorzubringen. Was zur Toilette gebietet hatte, wurde auch für die Vorhänge verwandt. Die ausgezogenen Leinenstübe und das flet brodés entwickelten sich in vielen Variationen, bis im Anfang dieses Jahrhunderts die mit dem Kettenstich

reich verzierten Tüll-Vorhänge und die gewebten Spitzen-Vorhänge (Bobinet-Gewebe) von der Großindustrie in umfassendster Weise für jeglichen Bedarf geliefert wurden. Die gewebte Spitze pflegte lange Zeit das üppigste naturalistische Blumen-Ornament; erst in neuester Zeit ahmt sie mit Glück die geometrischen Muster und Effekte der alten genähten Spitzen nach. Die in der Schweiz so prachtvoll angefertigten gestickten Vorhänge (Nideaux, Stores) haben den Vorzug der größern Mannigfaltigkeit und Freiheit der Handarbeit, die auch farbige Effekte gestattet. Sehr beliebt sind in jüngster Zeit die Vorhänge, welche weiße Stickerei auf grauem (ungebleichtem) Hintergrunde zeigen, da man große weiße Flächen als störend empfindet. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die chemischen Ritte.

(Schluß.)

Schon vor einigen Jahren wurde uns über einen Fall berichtet, wo in einem neutaapezierten Raume die blauen Tapeten sehr bald ihre Farbe verloren. Da gleichzeitig die Tapete sich leicht ablösen ließ, war eine Zersetzung des Kleisters sicher. Die Untersuchung ergab nun, daß der Farbstoff der Tapete Ultramarin war. Somit konnte nur eine Säure die Zerstörung bewirkt haben. Und so war es denn auch. Der Kleister, der zwischen zwei Papierlagen (die Tapete war nicht auf die nackte Wand geklebt worden) nicht hinreichend schnell getrocknet, vielleicht auch etwas übermäßig dick aufgetragen und möglicherweise schon bei seiner Anwendung nicht mehr ganz frisch war, war sauer geworden und hatte nicht nur seine Bindekraft verloren, sondern die entstehende Säure hatte auch die Farbe zerstört. Solche Fälle sind leicht möglich, aber noch leichter zu verhüten. Das Sauerwerden des Kleisters ist das Resultat einer Gährung. Diese Gährung kann nur so lange vor sich gehen, als Wasser vorhanden ist. Unter gewöhnlichen Umständen ist der aufgetragene Kleister längst trocken geworden, ehe die Gährungsfähige Zeit gefunden haben, sich zu entwickeln. Tritt aber auch nach beliebig langer Zeit Wasser zu dem getrockneten Kleister, so beginnt die Gährung und damit die Zerstörung des Kleisters alsbald. Sobald deshalb eine vorhin trockene Wand feucht wird, löst sich jede Tapete ab. Hier könnte man sich einen wirksamen Schutz verschaffen, wenn man, ähnlich wie man den Leim wasserbeständig, auch den Kleister wasserfest machen wollte. Es geschieht das hier wie dort durch Zusatz von Substanzen, die im Wasser unlöslich sind, aber beim Erhitzen flüchtig werden. Wenn man also ein leichtflüchtiges Harz unter den heißen Kleister mengt oder etwa Terpentinöl zusetzt, so nimmt er nicht leicht mehr Wasser an. Zum Beweise nehme man sich etwa zwei Papierblätter, klebe sie mit terpentinhaltigem Kleister aufeinander und forme aus dem Doppelblatt eine Düte, die man ebenfalls mit demselben Klebmittel verklebt. Man darf die Düte nach dem Trocknen mit Wasser füllen und 24 Stunden hinstellen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Tropfen durchsickert. Hier und da gibt es noch einen alten Praktikus, der in seinen heißen Kleister ein Stück Wachs einrührt. Fragt man ihn aber nach dem Grunde, so erhält man nicht immer befriedigende Auskunft. Gegen das Sauerwerden des Kleisters, so lange er noch im Topfe sich befindet, oder so lange er auf der Tapete noch nicht trocken geworden ist, kann man sich nur durch Zusatz irgend einer säulnißwidrigen Substanz schützen. Am geeignetsten ist dazu die Salicylsäure; wo es auf ein wenig Geruch nicht ankommt, thut es noch besser die billigere Carbonsäure. Von beiden ist natürlich nur wenig zu nehmen. Eine Messerspitze Salicylsäure oder ein Eßlöffel einer

fünfprozentigen Carbonsäure reichen für einen Eimer Kleister vollständig hin.

Ein sehr augenscheinliches Beispiel für ein Bindemittel, welches infolge chemischer Veränderung zu einer festen Masse wird, liefert der allbekannte, gewöhnliche Mörtel. Er besteht, wie man weiß, aus einem Gemisch von gelöschtem Kalk und Quarzsand. Der Kalkstein ist kohlen-saurer Kalk; aus ihm entsteht durch Glühen (Brennen) unter Abgabe der Kohlen-säure Calciumoxyd (gebrannter Kalk); mit Wasser verbindet sich dieser zu Aetzkalk (gelöschtem Kalk). Tritt zu letzterem die Kohlen-säure der Luft, so bildet sich unter Abgabe des aufgenommenen Wassers wiederum besser kohlen-saurer Kalk. Da die Umwandlung des Aetzkaltes in kohlen-sauren Kalk nur ganz allmählig erfolgt, hat der erhärtende Kitt hinreichend Zeit, sich um die beigemengten Sandkörner, sowie an die feinen Unebenheiten der rauhen Ziegelsteine anzuschmiegen und mit ihnen zu einer einzigen Masse gleichsam zu verwachsen. Gäbe es also keine Kohlen-säure in der Luft, so wäre ein Mauern mit unserm gewöhnlichen Mörtel einfach unmöglich. Die Sache hat jedoch noch eine andere für die Praxis interessante Seite. Wenn ein Neubau fertig gestellt ist, dann soll er in der Regel möglichst schnell nutzbringend gemacht, d. h. bezogen werden. Da stellt sich denn nun fast immer der Uebelstand ein, daß bald nach dem Beziehen die Wände der Wohnräume naß werden, die schönen Tapeten verderben, die Bewohner über Unpäßlichkeit klagen u. s. w., und man schiebt die Schuld allgemein daran, daß die Wände noch nicht „trocken“ waren. Durch diese Erfahrung gewißigt, geht der Bauherr bei einem weiteren Neubau dazu über, künstlich zu trocknen. Früher that man das auch wohl, indem man offene Koksöfen in den Räumen aufstellte. Da aber bei offenem Feuer der schöne Deckenputz ruiniert wurde, wählte man jetzt nicht mehr offene, sondern gedeckte Öfen und leitete die Verbrennungsprodukte in den Schornstein. Nun wird geheizt, Tag und Nacht, eine ganze Woche lang, schließlich sind die Wände durch und durch warm, so daß man sicher sein kann, alles Wasser ist heraus. Das Haus wird bezogen, und — nach drei Tagen sind die Wände der Wohnstube feucht. Wer trägt nun die Schuld? Niemand anders als das mangelhafte Verständniß des Verlaufes der Sache. Man wird dem Mörtel das chemisch gebundene Wasser nicht entziehen, auch wenn man zwanzig Öfen in dem Raume aufstellt, und es wäre viel schlimmer, wenn man es ihm entziehen könnte, denn dann würde der Mörtel niemals fest werden. Man muß das Wasser zuerst in Freiheit setzen und zu dem Zwecke dem Kalle des Mörtels Kohlen-säure zubringen, die Beseitigung des einmal freigewordenen Wassers ist dann eine sehr leichte Sache. Es ist leicht ersichtlich, daß offene Koksöfen diese Aufgabe sehr gut erfüllen, denn die Verbrennungsprodukte, die bei Verwendung von Koks als Brennmaterial fast nur aus Kohlen-säure bestehen, bleiben dabei im Zimmer und bewirken sehr rasch eine Umsetzung des Aetzkaltes in kohlen-sauren Kalk. Läßt also die Beschaffenheit eines Raumes die Verwendung von offenen Öfen nicht zu, so thäte man am besten, überhaupt nicht oder nur mäßig zu heizen, dagegen in dem Raume einen Kübel mit Marmorabfällen, oder Kreide und Salzsäure aufzustellen. Dies wird die Verwandlung des Aetzkaltes in kohlen-sauren Kalk ebenso schnell wie ein Koksöfen herbeiführen. Von der Größe der chemischen Aktion hierbei wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man bedenkt, daß jedes Kilogramm des im Mörtel enthaltenen Aetzkaltes im trockenen Zustande ungefähr 600 Gm. Kohlen-säure aufnimmt und dafür 240 Gm. Wasser abgibt. Für Denjenigen aber, der ein neugebautes Haus bezieht und nach einiger Zeit die anfangs trockenen Räume feucht findet,